

Authentisch Christ sein im Widerspruch Vom Sinn und Unsinn des innerkirchlichen Parteienwesens¹

Die Ausführungen sind in vier Anläufe unterteilt. Zunächst wird es um einige Beobachtungen zum Phänomen des religiösen Pluralismus gehen. Daran schließen sich ohne Anspruch auf Vollständigkeit Versuche zur Erklärung dieses Phänomens an. In einem dritten Abschnitt werden Kriterien zur Beurteilung, Unterscheidung und Wertung der diversen Gruppierungen herausgearbeitet. Den Schlussteil bilden Konkretionen, v. a. im Hinblick auf die württembergische Situation der Urwahl der Landessynode, die den Anlass für den heutigen Vortragsabend gab.

1. Beobachtungen

Die westliche Welt ist gegenwärtig durch den doppelten Trend einer zunehmenden *Säkularisierung und Entkirchlichung* einerseits, einer *Respiritualisierung* andererseits gekennzeichnet. In den östlichen deutschen Bundesländern sind fast 80 % der Bevölkerung konfessionslos, im Bundesgebiet insgesamt ca. 36 % (laut einer Umfrage „Religion und Politik“ der Konrad-Adenauer-Stiftung aus dem Jahr 2002).² 7 % der Gesamtbevölkerung besuchen mindestens einmal in der Woche einen Gottesdienst (12 % der Katholiken; ca. 3-4 % der Protestanten).³ Andererseits nimmt die Zahl der Kirchengaustritte seit einigen Jahren ab. Eine beachtliche Zahl von Deutschen fühlt sich den Kirchen „etwas“, „stark“ oder „sehr stark“ verbunden (zusammen 70 %). Immerhin 43 % der Deutschen bezeichnen sich selbst als „sehr“ oder „ziemlich religiös“. 65 % der Deutschen gibt an, „irgendwie an Gott zu glauben“.⁴ Dagegen ist die Verbundenheit mit der evangelischen Kirche unter den Mitgliedern viel geringer ausgeprägt.⁵ Andererseits ist die Frage nach der inhaltlichen Füllung der Religiosität für die Kirchen ernüchternd. Die „Patchwork“-Mentalität, die sich auch in anderen Gebieten der Lebensführung auswirkt, äußert sich in einer inneren Distanz zu zentralen Glaubensinhalten: z. B. glauben nur 37 % der Katholiken an einen personalen Gott. An Jesu Auferstehung von den Toten und an der Dreieinigkeit Gottes hat ein gutes Drittel der Befragten Zweifel. An publizistischen Beiträgen zur Sinnfrage sind lediglich 34 % interessiert, 1994 waren es noch 50 %. Bei den Protestanten sehen die Werte noch schlechter aus. Wenn man fragt, was eigentlich dazu gehört, evangelisch zu sein, liegt der Akzent auf der Inanspruchnahme von Amtshandlungen an Schwellen- und Übergangssituationen des Lebens wie Taufe (93 %),

¹ Vortrag vor der Studentenverbindung „Wingolf“, Tübingen, 26. Juni 2008. Der Vortragsstil wird beibehalten.

² Vgl. zu diesen und den folgenden Zahlen: Hans Langendörfer, Politik ist nicht alles. Über die politische Präsenz der Kirchen; in: Bernhard Vogel (Hrsg.), Religion und Politik. Ergebnisse und Analysen einer Umfrage, hrsg. Im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Freiburg i. Br. u. a. 2003, S. 41-69, hier v. a., S. 44-46. Einzelergebnisse der Umfrage: ebd., S. 197-414.

³ Abweichend nach einer anderen Umfrage [fowid 2005, bei Idea-Spektrum, 22.2.2006, S. 12]: 8,7 % der Gesamtbevölkerung in Deutschland, in Österreich dagegen z. B. 15,3 %; in Polen, Portugal, Griechenland deutlich mehr, in Tschechien und in den skandinavischen Staaten noch weniger.

⁴ Umfrage Reader's Digest, Idea-Spektrum, 2.3. 2005, S. 13; in Polen z. B. sogar 97 %, in Tschechien nur 37 %.

⁵ EKD-Umfrage zur Kirchenmitgliedschaft, 2003; Idea-Spektrum, 15.10.2003: 61 % geben an, mit ihrer Kirche nur „etwas“, „kaum“ oder „überhaupt nicht“ verbunden zu sein.

Konfirmation (87 % der Westdeutschen), Trauung und Beerdigung.⁶ Darauf folgen ethische Impulse des Christseins (z. B. das Bemühen darum, „ein anständiger und zuverlässiger Mensch zu sein“: 87 % der Westdeutschen; das Leben nach den 10 Geboten: 58 % der Westdeutschen). Dimensionen, die im engeren Sinne geistlich sind, liegen demgegenüber deutlich zurück (z. B. in der Bibel zu lesen: 22 % der Westdeutschen; Kirchgang: 33 %). *Pluralität entsteht hier durch das Maß der Verknüpfung einer mehr oder weniger vagen subjektiven Religiosität mit objektiven, von der theologischen Tradition her gewonnenen Glaubensinhalten.* Das gilt noch mehr, wenn man bedenkt, dass die Nichtakzeptanz bestimmter christlicher Glaubensinhalte mit der Übernahme anderer nicht christlicher Lehren einhergehen kann, also z. B. der Reinkarnationsgedanke anstelle der Auferstehungshoffnung vertreten wird. Die Esoterik konnte eine große Popularität erlangen, weil sie den subjektiven Auswahlcharakter der Religiosität betont, ohne überindividuelle Verbindlichkeiten oder Bekenntnisse über die Tatsache der Religiosität hinaus anzustreben.

Das Phänomen eines religiösen Pluralismus ist aber allenfalls in bestimmten Erscheinungsformen, nicht aber als solches neu. Das Urchristentum ist in einer Umgebung eines recht vielfältigen Judentums entstanden. Im sogenannten *Frühjudentum*, also der Phase zwischen der Entstehung des Alten Testaments und der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 n. Chr. gab es vier Gruppierungen: die bekannteste dürften die Pharisäer sein, also diejenigen, denen an einer formal möglichst exakten Befolgung der Thora, des Gesetzes gelegen war. Daneben gab es die Sadduzäer: das war die Oberschicht, der es v. a. um die Wahrung und Nutzung der gegebenen kultischen und politischen Möglichkeiten ging und die deswegen auch zu einem Arrangement mit den römischen Oberherren bereit war. Sie glaubten z. B. anders als die Pharisäer nicht an die Auferstehung und waren mehr an der Gegenwart als an der Zukunftshoffnung interessiert. Die Zeloten stellten den Widerpart der Sadduzäer im politischen Bereich dar. Sie sahen sich von Gott berufen, die römische Fremdherrschaft notfalls mit Gewalt abzuschütteln. Schließlich kann man noch die Essener nennen, die im Rückzug von der Welt und auch vom offiziellen Kult in Jerusalem die richtige Antwort auf die Spannung zwischen dem Anspruch Gottes und der Wirklichkeit der faktischen religiösen Praxis der Menschen sahen. Sie sind als Vertreter einer monastisch-asketischen Lebensform für das Judentum völlig untypisch, aber mit bestimmten Facetten des Christentums verwandt.⁷ Strukturell kann man an den auch im Neuen Testament begegnenden frühjüdischen Gruppierungen erkennen, dass die Frage des Umgangs mit historisch-politischen bzw. gesellschaftlichen Konstellationen zu Spaltungen führen kann. Es geht um *die Spannung zwischen religiöser Identität einerseits und gesellschaftlicher Relevanz und Effektivität andererseits.* Bemerkenswert ist – und auch das lässt manche Rückschlüsse zu –, dass sich nach der Zerstörung Jerusalems und spätestens nach dem Scheitern des Bar-Kochba-Aufstandes 132-135 n. Chr. letztlich die Pharisäer durchgesetzt haben, während die Sadduzäer mit der Vernichtung jeder politischen Artikulationsmöglichkeit der Juden für die Römer ihre Funktion verloren und die Zeloten und Essener im Zuge der Kampfhandlungen ums Leben kamen. Das spätere orthodoxe Judentum und Schriftgelehrtentum ist eine Fortführung der Bewegung der Pharisäer. Hinzu kamen später allerdings noch Formen einer jüdischen Mystik (Kabbala).

⁶ EKD-Erhebung zur Kirchenmitgliedschaft 2003, Idea-Spektrum, 15.10.2003, S. 14.

⁷ Zu der relativ authentischen, weil aus dem Frühjudentum selbst kommenden Charakterisierung der zeitgenössischen Gruppen durch Flavius Josephus (ca. 37–100) vgl. z. B.: James S. McLaren, Josephus's summary statements regarding the Essenes, Pharisees and Sadducees; in: Australian biblical review 48 (2000), S. 31-46.

Ein Streitgegenstand innerhalb des *Urchristentums* war das Problem, ob man als Christ Fleisch essen darf, das zuvor in heidnischen Tempeln den römischen, griechischen oder orientalischen Göttern geweiht worden war (1. Kor 8; 10,23-33). Das wird in Röm 14,1-15,13 ausgeweitet auf weitere Fragen der kultischen Reinheit und religiösen Festpraxis (Unterscheidung verschiedener Tage). Diejenigen, die sich durch das Essen des Götzenopferfleisches oder die Nichteinhaltung bestimmter ritueller Handlungen in ihrem Gewissen verletzt fühlen und dadurch Anstoß am Glauben nehmen können, werden als „schwach“ charakterisiert. Das bedeutet aber nicht, dass sie mit Argumenten oder disziplinarischen Maßnahmen zu einem anderen Verhalten gebracht werden sollen. Im Gegenteil erweist sich die Stärke der Starken darin, von ihrer in kultischen Fragen gewonnenen Freiheit zumindest dann keinen Gebrauch zu machen, wenn auch Vertreter der in dieser Hinsicht Schwachen anwesend sind. Als entscheidend, substantiell wird das Reich Gottes, die Beziehung zu Gott herausgestellt, der gegenüber sich rituelle Ausdrucksformen, also Fragen nach dem äußeren Wie, als im Grunde peripher herausstellen: „*das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem Heiligen Geist*“ (Röm 14,17). Stark zu sein äußert sich darin, das zu tun, was dem anderen dient und zur Auferbauung verhilft: „*Alles ist erlaubt, aber nicht alles dient zum Guten. Alles ist erlaubt, aber nicht alles baut auf. Niemand suche das Seine, sondern was dem andern dient*“ (1. Kor 10,23f). Strukturell kann man hier erkennen, dass Spaltungen oder Streitigkeiten entstehen können, wenn *relative, periphere Fragen zu absoluten und substantiellen erhoben* werden. Spaltungen entstehen aber auch, wenn *die geistliche Gewissensnot eines Teils der Gemeinde nicht ernstgenommen* wird, man das Gewissen also nicht achtet.

Ernst Käsemann behauptete einmal, dass die Bibel nicht „die Einheit der Kirche“, sondern die „Vielzahl der Konfessionen“ begründe, der Pluralismus also in der Bibel selbst angelegt und nicht durch sie zu überwinden sei. Allerdings bringt Käsemann die Rechtfertigungslehre als „*Kanon im Kanon*“ zur Unterscheidung zwischen relevanteren und weniger relevanten oder normativen Teilen der Bibel in die Diskussion ein.⁸ Demgegenüber sagt z. B. die lutherische Tradition: die Rechtfertigung kann nicht formal als hermeneutische Verstehenshilfe ausgegrenzt werden, sondern es handelt sich um ein Geschehen, das sich durch die real wirksame Schrift ereignet (*efficacia scripturae*) und gerade von der Ganzheit der Schrift ausgeht. Die Vielzahl der Schriftauslegungen ist nicht nur zu konstatieren, sondern auch auf ihre Schriftgemäßheit hin zu befragen, d. h. darauf, ob sie den Wesenscharakter der Bibel als einer wirksamen Größe ernst nehmen oder nicht.

2. Erklärungen

Das Neben- und Gegeneinander verschiedener Problemlösungsansätze oder Antworten ist vorausgesetzt bereits in jedem Glaubensbekenntnis. Indem man sich z. B. zu Jesus Christus als Erlöser bekennt, sagt man damit auch, dass andere Bezugsinstanzen, die ebenfalls den Anspruch, Erlöser zu sein, erheben, in ihrem Anspruch nicht anerkannt werden oder sich existenziell als nicht tragfähig erwiesen haben. Indem auf den ersten Seiten der Bibel Gott als Schöpfer herausgestellt wird, ist damit zugleich – im Unterschied zu den teilweise verwandten Texten der altorientalischen Umgebung – ausgesagt, dass etwa das Chaos, das Tohuwabohu, kein Gott, sondern bloß Kreatur ist, man sich deswegen vor diesem auch nicht zu

⁸ Ernst Käsemann, *Begründet der neutestamentliche Kanon die Einheit der Kirche?*; in: ders.: *Exegetische Versuche und Besinnungen*, Bd. I, Göttingen 1960, S. 221.

fürchten braucht.⁹ *Position heißt immer auch Negation.* Wenn man die Abgrenzung vermeiden will, gefährdet man damit die positive Aussage. Kritisch gegenüber manchen Fehlentwicklungen im Protestantismus muss man allerdings sagen, dass der Akzent nicht auf der Abgrenzung, dem Protest, sondern dem positiven Bekenntnis liegen sollte: man wird nicht evangelisch dadurch, dass man z. B. alles Katholische ablehnt, sondern durch die Existenz vom Evangelium her. Evangelium ist allerdings nicht jedes beliebige, sondern ein ganz bestimmtes, konkretes Wort der Zusage Gottes in Jesus Christus, das im Wortgeschehen zugleich existenziell zugeeignet wird.

Die faktische Vielfalt von Frömmigkeitsformen und inhaltlichen Füllungen oder Schwerpunktbildungen hat aber auch eine Reihe anderer Gründe. Sehr häufig stehen *persönliche Faktoren* dahinter, z. B. Fragen des persönlichen Temperaments. Gegensätze im Bereich der Musik, der Kleidung, der Flexibilität liturgischer Formen und Räume, der Kunststile entstehen keineswegs nur durch die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Generationen. Manche brauchen stärker leibliche Ausdrucksformen ihrer Freude über das Evangelium (z. B. Tanzen, Klatschen, laute Zwischenrufe wie „Halleluja“); anderen ist die Stille, das Knien als Artikulation der Demut, Ehrfurcht, des Empfangens wichtig oder auch die feste liturgische Form als orientierender Rahmen. Problematischer ist es, wenn Menschen die Autorität der Bibel oder den Anspruch der Gebote Gottes allein deswegen nicht in vollem Maße anerkennen können, weil sie sich generell schwer unterordnen können und tendenziell selber Führungsansprüche gegenüber anderen Menschen und auch gegen über Gott erheben. In diesen Bereich gehören auch die sogenannten „*Mitteldinge*“, die *Adiaphora*, also Verhaltensweisen, die in der Bibel weder ver- noch geboten sind. Vorsichtiger Menschen werden lieber von Vorneherein Abstand von ihnen nehmen, um die Ernsthaftigkeit des Glaubens keinesfalls zu gefährden. Weniger skrupulöse Leute haben mit diesen Dingen weniger Probleme. Häufig begegnen aber auch Unterscheidungen je nach Bereichen: z. B. ist es in Süddeutschland üblich, dass Christen alkoholische Getränke zu sich nehmen, aber eher nicht rauchen; in Norddeutschland ist es genau umgekehrt.

Gewichtiger als persönliche Faktoren sind *inhaltliche Gegensätze*, die sich aus anderen theologischen Ausgangspunkten ergeben. Die Kürze des hier gegebenen Raumes zwingt zu gewissen Verkürzungen. Ein Grundgegensatz liegt jedenfalls in der Frage nach der *Bewegungsrichtung*: steht Gottes Tun (Offenbarung, Schöpfung, Erlösungsgeschehen) am Anfang und ist das Kontinuum, von dem der Mensch lebt, das ihm vorausgeht, das er empfängt, oder denkt der Mensch über sich selbst nach, nimmt etwas an und in sich wahr und kommt von daher zur Formulierung eines Gottesgedankens? Erfährt sich der Mensch als in ein Gegenüber zu Gott gestellt – sowohl als Gabe wie als Anspruch und Korrektur – oder geht es um *Gottesbilder*, die nichts wirklich Neues, Anderes als das aussagen, was der Mensch ohnehin immer schon denkt, will und tut, die ihn jedenfalls nicht korrigieren. Ist das Wort Gottes ein Beurteilungskriterium für die jeweilige Situation oder Struktur oder wird der individuelle Kontext zum Beurteilungs- und Selektionskriterium für das, was als Wort Gottes zu gelten hat? Die sogenannten *kontextuellen Theologien* haben zwar das Wahrheitsmoment für sich, die Menschen in der konkreten biographischen oder sozialen Konstellation anzusprechen, in der sie sich befinden. Sie stehen aber in der Gefahr, partikulare Interessen von Einzelnen oder Gruppen theologisch zu überhöhen, statt das Ganze der Kirche bzw. der Menschheit im Blick zu haben. Kontextuelle Theologien erwarten die Korrektur von anderen in dem Sinne,

⁹ Genesis 1,1 ff.

dass sie auf die eigenen Interessen einzugehen haben; kontextuelle Theologien betreiben aber keine Selbstkorrektur. Anders ausgedrückt: wenn das Evangelium vom Gesetz gelöst wird, wird es leicht selbst zum Gesetz (Handlungsauftrag) bzw. zur Bestätigung, was etwas anderes ist als der Zuspruch der unverdienten Rettung aus dem Gericht Gottes um Christi willen.

Ein anderer Grund für theologische Differenzen kann in der *Andersartigkeit historisch-kultureller Konstellationen und Frontstellungen* liegen. So mussten sich z. B. die griechischen Kirchenväter stärker gegen das schroff dualistische Weltbild der Manichäer abgrenzen und betonten daher mehr den freien Willen bzw. die kreatürlichen Möglichkeiten des Menschen im Heilsweg als im Westen. Das ist prägend für die ostkirchliche Theologie bis heute geblieben. Die westliche, katholische und dann noch mehr die evangelische Theologie hat seit Augustin dagegen als Gegenpol die Vorstellung des Pelagius, dass der Mensch sozusagen als *tabula rasa*, als unbeschriebenes Blatt mit allen Möglichkeiten zum Guten wie zum Bösen auf die Welt kommt. Dementsprechend wird stärker die Gebrochenheit der Schöpfung, die Macht der Sünde, das Angewiesensein auf Gott betont. Die sozialen und politischen Artikulationsformen der Frömmigkeit sehen anders aus, wenn man sich konfessionell in der Mehrheit oder Minderheit befindet oder wenn eine Kopplung der ethnischen und konfessionellen Identität stattfindet. So ist der dezidierte Katholizismus der Polen oder Iren auch damit zu erklären, dass der katholische Glaube lange Zeit das einzige Gemeinschaftsmerkmal eines unterdrückten Mehrheitsvolkes war. Umgekehrt ist die traditionell national orientierte Ausrichtung der Protestanten in Österreich und bis heute in Ungarn dadurch zu erklären, dass sie sich von der katholischen Habsburger Monarchie abgrenzen wollten.

3. Kriterien

Phänomene des kirchlichen Pluralismus zu beobachten und zu erklären löst noch nicht das Problem, dass kirchliches Tun inmitten aller Vielfalt Orientierung, Trost und Kraft vermitteln sollte. Es ist freilich bereits eine theologische Entscheidung, überhaupt nach der Wahrheit bzw. Angemessenheit mancher Entwicklungen, Gruppenbildungen oder Anliegen zu fragen und die Benennung von Beurteilungskriterien einzufordern.

a) Das erste Kriterium wurde schon angedeutet: Welche Rolle spielt die Buße, die *Selbstkorrektur*? Werden die Pflichten und möglicherweise vordergründig unangenehmen Aspekte des Glaubens auf die jeweils anderen delegiert, während man für sich selber Rechte und Ansprüche einfordert? Wird Freiheit tatsächlich im biblischen Sinne von einer Rückbindung her verstanden, aus der dann auch eine Zieldimension, eine Freiheit *zu* etwas folgt, oder ist Freiheit bloß eine Befreiung aus Bindungen, vermeintlichen Einengungen – also rein negativ als Freiheit *von* etwas? Wird der Mensch von Gott her verstanden oder wird Gott vom Menschen her verstanden?

b) Als zweites Kriterium legt sich die Frage nahe, ob dem Streben nach *Glaubens- und Heilsgewissheit*, nach einer verlässlichen und existenziellen Füllung des Lebenssinnes als religiösem Grundbedürfnis des Menschen Rechnung getragen wird. Die Grundeinsicht der Reformation besteht darin, um der Gewissheit willen Unterscheidungen, Asymmetrien in dialektischen Spannungsverhältnissen wahrzunehmen und nachzuvollziehen. So hat im Zueinander der Glaube den logischen Vorrang vor den Werken, die Schrift vor der Tradition, das Evangelium vor dem Gesetz, die Gnade vor dem Gericht, der offenbare vor dem verborgenen Gott. Vorrang bedeutet aber nicht, dass die jeweils andere Dimension wegfielen, sondern die hervorgehobene Seite von der anderen her erst verständlich und erfahrbar wird. Zudem ist

die Gewissheit eine Wirklichkeit, die konkrete und eindeutige Haftpunkte hat: das „allein Christus“ ist die Voraussetzung für die anderen Exklusivpartikel der Reformation. Das „allein die Schrift“ erschließt sich nicht durch menschliches Vergleichen und Analysieren, sondern dadurch, dass sich der Heilige Geist an das äußere Schriftwort gebunden hat und im Wirken am Menschen aus der äußeren eine innere Klarheit macht. Gewissheit entsteht aber nicht, wenn das Heilsgeschehen nicht mehr „von außen“ – von Gott her – erwartet und empfangen wird, sondern der Mensch sich selbst zum Ausgangspunkt macht und dann – an die Reichweite der eigenen Möglichkeiten und Begrenzungen gebunden – letztlich immer bei sich selbst bleibt. Von der Gewissheitsthematik her erscheinen theologische Entwürfe als problematisch, die z. B. das Evangelium ethisieren bzw. politisieren, also in erster Linie als Handlungsauftrag zur Verbesserung innerweltlicher Strukturen deuten. Fragwürdig ist dann auch eine psychologische bzw. existenziale Ausdeutung des Glaubens in dem Sinne, dass der Mensch lernen soll, sich selbst besser zu verstehen oder anzunehmen. Beim Glauben geht es um eine Begegnung mit Gott, um ein qualitatives Geschehen, nicht bloß um eine graduelle, quantitative Veränderung sozial-politischer bzw. psychologischer Strukturen im innerweltlichen Bereich. Vielleicht kann man den Unterschied auch so formulieren: urevangelisch ist es, dass Personen grundlegend verändert werden und dann bzw. dadurch auch die Strukturen; die sogenannten liberalen theologischen Ansätze trauen umgekehrt den Personen zu, die Strukturen zu ändern und dann und dadurch auch den Menschen zu ändern.

c) Mit den ersten beiden Kriterien hängt der dritte Aspekt zusammen: Bleibt das *Proprium der Kirche*, das was die Kirche zur Kirche macht, was Kirche ununterscheidbar macht, gewahrt oder nicht? Es geht um die Frage nach der religiösen Identität, darum, möglichst authentisch, sozusagen „echt“ Christ zu sein. Dies steht in einer gewissen Spannung zu dem apologetischen Bemühen, Menschen recht unterschiedlicher Prägung den Zugang zum Glauben zu erleichtern. Nach 1. Petr. 3,15 bedeutet Apologetik aber gerade nicht, das Echte am Glauben aufzugeben, sondern es zu bezeugen: „Sie allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.“ Anderenfalls besteht die Gefahr, den Menschen so weit entgegenzukommen, dass man das, wofür man die Leute eigentlich gewinnen wollte, darüber verliert.

d) Als viertes Kriterium legt sich nahe: *Wie substantiell ist der Streitgegenstand?* Beruht der Streit in der Gemeinde oder Gesamtkirche z. B. nur auf persönlich-biographischen Ermessensfragen, auf Animositäten zwischen Einzelnen, auf Rechthaberei oder Machtstreben, auf partikularen Interessen von Individuen oder Gruppen? Geht es um Probleme der Form, um Äußerlichkeiten oder um Inhalte?

e) Fünftens ist noch zu überprüfen: *Was dient der Gemeinde und was ist nur ein akademischer Streit?* Allerdings darf nicht jeder Streit um Inhalte als rein akademischer abgetan werden, so dass man sich z. B. auf einen möglichst harmonischen Wohlfühlglauben einigt. Nicht der Glauben ist der Gegenstand des Glaubens, sondern Jesus Christus als personaler Bezugspunkt und das, was als Evangelium offenbart und zugesprochen, jedenfalls konkret fassbar gemacht wurde.

4. Konkretionen

Die *Anglikanische Kirche* kennt traditionellerweise drei Gruppierungen mit eigenen Strukturen, prominenten Vertretern und theologischen Ausbildungsstätten: High Church

(Hochkirchler), Low Church (Evangelikale), Broad Church (Liberale). In den USA führen inhaltliche Unterschiede bei Protestanten in der Regel zur Aufspaltung in dann eigenständige und in sich homogenere Kirchengebilde. So gibt es z.B. allein vier lutherische und über zehn baptistische Gemeindeverbände. In Deutschland ist das Beharrungsvermögen tendenziell stärker ausgeprägt, so dass man Gegensätze eher innerhalb der Landeskirche austrägt als sich in eigenständige Verbände aufzuspalten. Das hängt sicherlich auch damit zusammen, dass alle Gruppen von der rechtlichen und finanziellen Struktur der Landeskirche profitieren. In Deutschland gibt es traditionellerweise seit den 1920er Jahren *drei theologische Schulen* mit verschiedenen Untergruppen und Mischformen. Kirchenpolitisch von der Obrigkeit gefördert wurden bis zum 1. Weltkrieg meistens die *Liberalen im klassischen Sinne*, also Kulturprotestanten, die den Ansatz Friedrich Schleiermachers weiterführten. Sie sammelten sich in den 1920er Jahren im „Deutschen Protestantenverein“. Ihnen standen bei den Direktwahlen der Landessynoden, aber auch unter den kirchenleitenden Personen und in den theologischen Fakultäten die sogenannten „*Positiven*“ gegenüber, die – bei den Theologen – stärker das konfessionelle Erbe der Reformation (Luthertum, Calvinismus) betonten und – bei den Laien – durch den Pietismus an der Gemeindebasis einige Verankerung erreichten. Hochburgen der Positiven mit Auswirkungen bis heute waren bei den Fakultäten z. B. Tübingen, Erlangen, Leipzig und Greifswald, bei den Regionen z. B. Württemberg, Mittelfranken, Erzgebirge, Pommern, Ostpreußen, das Sieger Land, das Oberbergische Land und das Minden-Ravensberger Land sowie teilweise auch Mecklenburg und Lauenburg. Als dritte Gruppe kam in den 1920er Jahren die *Dialektische Theologie* um Karl Barth hinzu, die vom Ausgangspunkt her Gemeinsamkeiten mit den Positiven hat, vom Ergebnis her aber sich eher mit den Liberalen berührt. Im Kirchenkampf während des Dritten Reiches kam es zu neuen Durchmischungen, wobei sich die dem System nahestehenden „Deutschen Christen“ eindeutig am meisten aus den inhaltlichen und personellen Quellen der Liberalen speisten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden spätestens seit den 1960er Jahren bis etwa 1990 die Barthianer zur beherrschenden Kraft in den Landeskirchen, wobei der ursprüngliche Barthsche Ansatz einige Weiterentwicklungen in Richtung diverser kontextueller Theologien erfuhr. In den letzten Jahren deutet sich an den theologischen Fakultäten und mit zeitlichem Verzug dann auch in den kirchenleitenden Gremien eine Schleiermacher-Renaissance an. Unter den jungen Theologen lässt sich auch ein zunehmendes Interesse an den Einsichten beobachten, für die die „positiven“ Gruppierungen standen bzw. stehen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden in allen deutschen Landeskirchen mit Ausnahme Württembergs die Direkt- oder Urwahl der *Landessynode* abgeschafft, weil man in den 1930er Jahren schlechte Erfahrungen damit gemacht hatte. Dies hat allerdings in den meisten Landeskirchen zur Folge, dass die Synoden noch stärker als früher von den Theologen zu Ungunsten der Laien dominiert werden und viele faktisch in den Gemeinden vorhandene Strömungen nicht oder zumindest nicht proportional zu ihrer tatsächlichen Stärke in den Synoden abgebildet werden. Die Direktwahl in *Württemberg* führt dagegen zu einer profilierten Artikulation der faktischen Unterschiede und zu einer besseren Abbildung der tatsächlichen Verhältnisse in den Gemeinden, auch wenn die Ergebnisse in den Wahlkreisen oft recht knapp ausfallen. In den anderen Landeskirchen und auf EKD-Ebene gibt es strukturell verwandte Vereinigungen wie in Württemberg. Die Grundanliegen werden aber nirgendwo so deutlich wie in Württemberg, weswegen ich an diesem Beispiel kurz auf die Unterschiede eingehen möchte.

a) „Offene Kirche“

Diese Gruppierung ist im Zuge der Studentenbewegung von 1968 entstanden und wird personell in starkem Maße von Alt-68ern getragen.¹⁰ Theologisch liegt eine Mischung klassisch liberaler Denkansätze mit kontextuell theologischen Ansätzen durch Weiterentwicklung der Gedanken Karl Barths vor. Einige Punkte aufgrund des Programms der letzten Kirchenwahlen (2007) seien hervorgehoben. Der „Offenen Kirche“ geht es vordergründig v. a. darum, eine Vielfalt an Ausdrucksformen von Religiosität zu wahren und von einem sehr weit gefassten Kirchenbegriff her auch Zweiflern und Distanzierten das Christsein im Vollsinne zuzugestehen. *Christsein wird als Weg des Suchens, als Prozess im Vorausentwurf mit ungewissem Ausgang verstanden.* Freiheit ist nicht wie bei Luther etwas von Gott her Geschenktes, aus dem man leben darf, sondern etwas, woraufhin der Mensch lebt in einem ständigen Prozess der Befreiung. Das Problem der „OK“ besteht m. E. darin, dass *die Vielfalt sich verselbständigt*, dass man rein deskriptiv die Phänomene des mehr oder weniger Religiösen beschreibt, es zwar um Suche, aber nicht um Finden bzw. Gefundenwerden geht. Auch Luther kennt den Zweifel und die Anfechtung, erfährt sie aber als in ein Gefälle zum Gebet, zur Meditation, zur Gotteserfahrung hineingestellt. Luther geht es darum, inmitten von Zweifel und Anfechtung überhaupt oder wieder zur Gewissheit zu kommen. Bei der „OK“ wird der Zweifler in seinem Zweifel belassen, ja tendenziell sogar bestärkt und die Wahrheits- und Gewissheitsfrage als Ausdruck einer Einengung gerade ausgeklammert und abgelehnt.

Die „OK“ wirbt für das „*Anderssein*“. Allerdings ist damit das Anderssein gegenüber der christlichen Tradition, gegenüber den Inhalten von Bibel und reformatorischem Bekenntnis gemeint. Alles andere als anders will man sich im Bezug auf die Gesellschaft außerhalb der kirchlichen Kerngemeinde verhalten. Die „OK“ tritt dafür ein, dass jede Denk- und Verhaltensweise, wie sie in der Gesellschaft begegnet, ihren gleichberechtigten Ort in der Kirche haben muss. Die Bewegungsrichtung der Kritik verläuft nicht von der Kirche bzw. von der Bibel zur Gesellschaft oder zum Einzelnen, sondern umgekehrt von der Gesellschaft bzw. vom je verschiedenen Einzelnen gegen die Kirche bzw. gegen die Bibel. Bezugspunkt für die Orientierung ist nicht die Bibel, sondern sind innerweltliche Interessengruppen und Parteien, die in die Kirche hinein verlängert werden. Man kann das z. B. daran erkennen, dass eine ziemlich starre und formalistische Quotenregelung zur Frauenförderung in kirchenleitenden Ämtern gefordert wird oder man Familie unter wörtlichem Zitat des Programms einer säkularen deutschen Partei so definiert: „Familie ist da, wo Kinder sind.“

Geistliche Angebote werden eher skeptisch gesehen und dafür eine kirchliche Förderung außerkirchlich vorhandener Problemlösungen präferiert. So versteht man Kirche als Ort von „Geborgenheit“ weniger vom seelsorgerlichen Trost her, als dadurch, dass kirchliche Amtsträger *Solidarität für bestimmte sozialpolitische Forderungen* an den Tag legen. Während man traditionelle Inhalte christlichen Denkens in Frage stellt – oder sie zumindest unterschiedslos in ein plurales Nebeneinander völlig divergierender Gedanken einordnen möchte –, werden konkrete politische Lösungen mit hohem Anspruch auf Eindeutigkeit und Verbindlichkeit vertreten. Hierzu gehören z. B. die Forderung nach starker Stellung des Staates im Bereich der Wirtschaftspolitik und eine sehr pazifistische Haltung.

Die „OK“ steht in geistlich-theologischen Fragen für einen größtmöglichen inhaltlichen Pluralismus. Zugleich übt man *in weltlich-politischen Fragen und in kirchlichen Strukturfra-*

¹⁰ Den Ausführungen liegt das Programm der „Offenen Kirche“ zur Synodalwahl 2007, „Mehr Inhalt, mehr Vielfalt, mehr Biss“, zugrunde (4 S.). Vgl. auch: <http://www.offene-kirche.de>

gen *faktisch einen größtmöglichen Konformitätsdruck* aus. Die „OK“ lehnt z. B. jede Form von Zweit-, Jugend- oder Alternativgottesdiensten ab, auch moderne Musik im Gottesdienst, v. a. aber die Tätigkeit von freien Werken innerhalb der Landeskirche wie Evangelisches Jugendwerk, CVJM oder Gemeinschaften („Parallelstrukturen“). Jede mögliche Konkurrenz zum Kompetenzbereich des Pfarrers wird als Bedrohung für die Kirche angesehen. Die „OK“ steht für ein pfarrerzentriertes Gemeindemodell und möchte auch Tätigkeiten neben der Gemeindegemeinschaft im engeren Sinne nur durch Sonderpfarrämter abdecken, keinesfalls aber durch Laien und Ehrenamtliche. Keine andere Gruppierung setzt sich so vehement für das Kirchensteuermodell ein wie die „OK“, wohl deswegen, weil für ihre eigenen Ideen und Tätigkeiten nur wenig freiwillige Spenden zu erwarten sind – ganz anders als für die Tätigkeit der freien Werke.

Die „OK“ erweist sich als durch und durch *strukturkonservative Gruppierung*. Der „progressive“ Ansatz bei den Inhalten belässt die Menschen ohne Selbstkritik und Buße in ihren jeweiligen Verhaltens- und Denkweisen. Änderungen sollen bei den gesellschaftlichen Strukturen erreicht werden, sofern sie als irgendwie einengend und kritisch für die persönliche Entfaltung betrachtet werden. Um Kontinuität geht es dagegen bei den kirchlichen Strukturen und Gemeinde- wie Gottesdienstformen.

b) „Lebendige Gemeinde“

Die „Lebendige Gemeinde“ setzt die Anliegen der „Positiven“ fort.¹¹ Sie ist als Dachverband einer Reihe vorher lose miteinander kooperierender Gruppen Anfang der 1970er entstanden und setzt sich jetzt aus der Ludwig-Hofacker-Vereinigung (landeskirchlicher Pietismus), der Evangelischen Sammlung in Württemberg (Lutheraner), Vertretern des CVJM, des Evangelischen Jugendwerkes, der Hauskreisbewegung, der hochkirchlichen Bewegung und den landeskirchlichen Segmenten der charismatischen Bewegung zusammen.

Einige theologische Kennzeichen seien genannt: es geht nicht um ein bloßes Suchen, sondern um ein Lernen, um *Orientierung*. Man betont den *Gabecharakter der christlichen Existenz*: als Christ lebt man von einer Entdeckung, von einer Wirklichkeit, die man nicht selber setzen kann. Außenstehende werden nicht dadurch integriert, dass man das Wesen der Kirche entsprechend weit definiert, sondern indem sie nach Möglichkeit an Jesus Christus herangeführt werden. Der Glaube des Einzelnen ist nicht von den anderen Menschen zu trennen; vielmehr gilt es, Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden und als Christen Lebenden zu erfahren. Glaube, Kirche, Christsein hat konkrete und klare Bezugspunkte in Jesus Christus und im Wort Gottes.

Die „LG“ fragt nach *Authentizität und Profil*. Wo „evangelisch draufsteht, soll auch evangelisch drin sein“. Der Dialog ist kein Selbstzweck, sondern hat nur dann Sinn, wenn er von einem klaren Standpunkt herkommt und die Wahrheits- und Zieldimension nicht ausklammert. Gott liebt alle, d. h. nicht alle Verhaltens- und Denkweisen der Menschen, wohl aber alle Menschen als Personen. Gerade um der unverlierbaren Würde des Menschen willen darf nach dem Verständnis der „LG“ diesem nicht die Botschaft des Evangeliums vorenthalten werden.

Offenheit versteht man in einem anderen Sinne, nämlich als Absage an ein Kreieren um sich selbst und als Einstieg in die Beziehung zum anderen Menschen (Mission, Diakonie)

¹¹ Vgl. Lebendige Gemeinde, Kirche ist, wo Gemeinde lebt. Leben ... Lieben ... Loben. Programm zur Kirchenwahl 2007 (21 S.). Auch: <http://www.Lebendige-Gemeinde.de>

und zu Gott (Lob Gottes). „Weitherzig“ ist man nicht durch inhaltliche Beliebigkeit, sondern durch den weltweiten Horizont des Christseins: Solidarität mit den verfolgten Christen, Verbundenheit mit der weltweiten Christenheit, missionarische Aktivität. Die Interaktion mit der Gesellschaft geschieht nicht so, dass sich die Kirche der Gesellschaft anpasst, sondern man sich umgekehrt für eine Veränderung der Gesellschaft von christlichen Werten her einsetzt.

Die „LG“ tritt für eine *Vielfalt kirchlicher Strukturen und Formen*, etwa in Gemeindeformen, Gottesdienstformen und Musikstilen ein. Die Tätigkeit freier Werke und von Ehrenamtlichen wird nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung des kirchlichen Lebens verstanden. Hier wirkt sicherlich in starkem Maße die Einsicht in das allgemeine Priestertum der Glaubenden nach, wie sie in der Reformation gewonnen wurde.

Im ethischen Bereich wird nach einer *ganzheitlichen statt selektiven Wahrnehmung der Gebote Gottes* gestrebt. So wird sowohl die Bekämpfung von Armut und werden Maßnahmen gegen Arbeitslosigkeit erwähnt wie der Schutz und die Wechselwirkung von Ehe und Familie und der Schutz des Lebens an seinem Anfang und Ende. Die „LG“ ist nicht strukturkonservativ, sondern *wertkonservativ*: das Kontinuum liegt in Gott, seinem Tun, Willen und Reden, den in der Bibel offenbaren Werten. Der Einzelne wie die Kirche und die Gesellschaft sieht sich mit dem Veränderungs- und Erneuerungswillen Gottes konfrontiert und wird dadurch zur Buße gerufen.

c) „Evangelium und Kirche“

Diese Gruppe ging hervor aus der „Evangelischen Bekenntnisgemeinschaft“ und Teilen der „Bekennenden Kirche“ der Kirchenkampfezeit.¹² Sie ist die älteste und war lange Zeit die größte kirchenpolitische Gruppe in Württemberg. Allerdings war sie früher deutlich profilierter als heute und umfasste z. B. die bekennenden Lutheraner, die jetzt in der „Lebendigen Gemeinde“ mitarbeiten. Heute versteht sich „EuK“ v. a. als zwischen den Polen „OK“ und „LG“ *vermittelnde Gruppierung* und ist theologisch wohl am stärksten von der *Schleiermacher-Tradition* geprägt. Sie war lange Zeit die Gruppe mit dem höchsten akademisch-theologischen Anspruch und legt auch heute noch einigen Wert auf einen hohen *wissenschaftlichen Reflexionsgrad* kirchlichen Tuns. Durch die jetzt dominierende Funktion des Vermittelns wird aber nicht immer deutlich, was die eigenständige Position von „EuK“ ist, weil man die Wahrheitsmomente der beiden anderen großen Gruppen aufzunehmen versucht.

So betont man z. B. einerseits die Vielfalt, fragt aber andererseits nach dem Gemeinsamen. Man wehrt sich gegen eine exklusive Orientierung an der Bibel, möchte aber auch nicht jedem nach dem Mund reden. Man lehnt eine Glaubensverkündigung „light“ ab, aber ebenso eindeutige und feste Bekenntnisse. Man sieht sich zur Weltoffenheit und zugleich zur Kritik an der Welt gerufen. Man weiß sich der Tradition verpflichtet, zeigt sich aber auch für Veränderungen aller Art aufgeschlossen. Die geistliche Identität wird als Voraussetzung eines sinnvollen Dialogs erkannt; andererseits verbindet man damit die Forderungen von Aufklärung und Moderne, die im Dialog mit dem Islam nicht aufgegeben werden dürften. Typisch gerade für die Schleiermacher-Tradition ist die Ablehnung klarer ethisch-politischer Forderungen und zwar von allen Seiten her; man möchte *mit allen Positionen im Gespräch bleiben*. In keiner anderen Gruppe besteht eine derartige Inhomogenität gerade in ethischen Fragen und in säkular-politischen Präferenzen. Bei den letzten Kirchenwahlen gab es Abspra-

¹² Vgl.: Evangelium und Kirche, Glauben Raum geben – Kirche gestalten (16 S.).

Auch: <http://www.evangelium-und-kirche.de>

chen von „EuK“ in ganz gegensätzlichen Konstellationen mit allen anderen Gruppen je nach der Lage in den einzelnen Wahlkreisen.

d) „Kirche für Morgen“

Diese kleinste Gruppe wurde 2001 kurz vor der damaligen Kirchenwahl als Reformbewegung gegründet.¹³ Sie ist noch recht lose organisiert und mitgliederschwach, erregt andererseits durch teilweise unkonventionelle Forderungen einiges Aufsehen. Geistlich und personell hat sie einige Gemeinsamkeiten mit der „LG“ und stimmt häufig in der Synode wie diese ab, sieht sich aber als die eigentlich progressive Gruppe. *Man verweigert eine Einordnung in die traditionellen Schemata* und äußert sich nicht zu inhaltlichen, insbesondere ethischen Streitthemen, was diese Gruppe tatsächlich nicht zuverlässig einordnen lässt.

Alles Gewicht liegt bei „KfM“ auf der *Flexibilität kirchlicher Strukturen und Formen*. Man möchte z. B. eine Direktwahl der Pfarrer durch die Gemeinden durchsetzen, die Kompetenzen der Ehrenamtlichen stärken, die Kirchensteuerverteilung noch stärker als die „LG“ zugunsten der Kirchengemeinden verändern und Anreize für eine Finanzierung durch Spenden geben. Am meisten setzt sich „KfM“ für alternative Gottesdienstformen und Profildgemeinden ein, die sich allerdings weniger an Inhalten bzw. theologischen Richtungen als an sozialen *Lebenswelten* orientieren. Allerdings wird das konkret bisher nur im Bereich der Jugendarbeit umgesetzt und fast alle Kandidaten und Mitglieder von „KfM“ kommen aus dem Bereich der Diakone und Jugendreferenten, die am meisten, v. a. finanziell und rechtlich, von den Reformen der „KfM“ profitieren. Nicht beantwortet wird die Frage, was mit den Leuten geschieht, die sich nicht primär über eine Lebenswelt definieren und denen der Weg zu einer für sie passenden Gemeinde zu weit oder zu beschwerlich ist (z. B. ältere Menschen). Das System der parochialen Kirchengemeinden, also der möglichst flächendeckenden Präsenz der Kirche vor Ort, soll mehr und mehr zugunsten anders definierter Gemeindeformen überwunden werden. Nicht eindeutig geklärt ist, welche Funktionen künftig die Pfarrer übernehmen sollen. Der Gegensatz zu den pfarrerzentrierten und starr an den bisherigen kirchlichen Strukturen festhaltenden Positionen der „OK“ liegt auf der Hand. Andererseits ergibt sich eine Nähe zur „OK“ dadurch, dass man *die Vielfalt der Formen nicht mit der Benennung oder auch nur Suche nach dem Gemeinsamen, Verbindlichen, nach Wahrheit und Normen verbindet*. Die Lebenswelten werden zum Ausgangspunkt für alles weitere kirchliche Tun, statt sie – auch – mit dem kritischen Veränderungsanspruch Gottes zu konfrontieren. Die Betonung der menschlichen Möglichkeiten statt des Empfangens von Gott her kommt auch darin zum Ausdruck, dass man Elemente der politischen Theologie aufnimmt: man will Zeichen des Reiches Gottes setzen, nicht das Reich Gottes als Geschehen an den Menschen wahrnehmen.

Man muss „KfM“ zugestehen, dass sie einem gewissen Trend in der kirchlichen Landschaft, gerade auch im evangelikalen Bereich, Rechnung tragen. Dieser Trend besagt, dass man das kirchliche Leben zunehmend als Gestalt eines *Wellness-Programms* versteht: man fühlt sich einfach gut durch Lobpreislieder und das Gemeinschaftserlebnis im Gottesdienst oder den persönlichen Austausch im Hauskreis. Aber tiefere theologische Themen spart man lieber aus, v. a. wenn diese mit Kontroversen und Entscheidungen einhergehen. Es geht gar nicht immer um Gott und um die Beziehung zu ihm, um Erlösung und ewiges Le-

¹³ Vgl. Zitronenfalter. Was „Kirche für morgen“ heute bewegt, 2007/2 (20 S.).
Auch: <http://www.kircheuermorgen.de>

ben, sondern mehr um eine gefühlte Versüßung des Alltagslebens durch eine geistliche Eventkultur. Hier wird man immer wieder auf die befreiende und positiv verändernde Wirkung der Buße und des Freispruches der Sündenvergebung nach Sündenbekenntnis hinweisen müssen.

Bei aller Anfechtung, die mit der Tatsache innerkirchlicher Kontroversen einhergeht, bleibt die Gewissheit bestehen, dass selbst die Pforten der Hölle die Kirche in ihrer Existenz nicht überwinden können (Mt. 16,18). Verheißungsvoll ist vom Wesen der Kirche als einer Kreatur des Wortes Gottes (*creatura verbi*) her aber nur, an diesem Wort zu bleiben und dadurch die befreiende Wahrheit zu erkennen (Joh. 8,31f.).